

Theodora Bauer: Von den Rändern

Meine Damen und Herren, es ist mir eine Ehre, heute vor Ihnen stehen zu dürfen und diese Rede zur Auszeichnung der besten Büchereien Österreichs zu halten. Dass ich mich geehrt fühle, ist nicht einfach so dahingesagt; diese Rede zu halten ist eine Aufgabe, die ich sehr ernst nehme. Ich habe lange – sehr lange – darüber nachgedacht, wie ich diesen Text angehen soll. Was ich Ihnen noch Neues erzählen kann in dieser Rede. Schließlich sind Sie die Expert*innen in Sachen Büchereiwesen und ich in vielerlei Hinsicht nur bewundernde Konsumentin. Sie wissen wesentlich mehr über Bibliotheken, als ich jemals wissen werde. Sie wissen, welche besonderen Orte das sind, welchen Platz sie sich im Leben der Menschen durch Konstanz, Innovation und – was ebenfalls nicht selbstverständlich ist – durch bloßes Vorhandensein erobert haben. Sie wissen, welche Mühe es kostet, diese Orte aufrecht zu halten – und wie schön und ermutigend es gleichzeitig sein kann, wenn man merkt, dass die eigenen Anstrengungen Früchte tragen. Sie wissen sehr genau, welche Leistungen Büchereien tagtäglich erbringen – und wieviel Herzblut Ihrerseits es erfordert, diese wunderbaren Rückzugsorte am Laufen zu halten. Ihnen darüber etwas Neues erzählen zu wollen, käme mir persönlich fast schon anmaßend vor.

Wenn ich Sie also nicht über Ihr eigenes Geschäft belehren möchte, worüber könnte ich sonst sprechen? Beispielsweise könnte ich eine Rede wie diese rein aus meinem Fundus persönlicher Bibliothekserinnerungen bestreiten. Ich könnte davon berichten, wie ich als Kind durch die weiten Hallen der Stadtbücherei Eisenstadt gestromert bin und Bücher gleichsam am laufenden Band in mich hineingeschoben habe. Oder darüber, dass die Schulbibliothek an meinem Gymnasium mit Teppichboden ausgelegte Sitzmöbel hatte und aus irgendeinem Grund immer recht finster wirkte; höhlenhaft; und es mich dort nicht wirklich hingezogen hat.

Ich könnte die vielschichtigen, ungestellten Fragen erwähnen, die mir unweigerlich in den Sinn kommen, wenn ich ein Buch mit altem Bibliotheksetikett auf seinem Rücken im Antiquariat erwerbe. Wenn ich vielleicht noch eine Büchereikarte mit lang vergangenen Daten darin finde. Einen Stempel mit verwischten Rändern und von der Zeit undeutlich gemachten Verzierungen. Welchen Weg dieses Buch im Laufe seines Bücherlebens wohl genommen hat? Durch wie viele unterschiedliche Hände es schon gewandert ist, bis es in meinen gelandet ist?

Auf mysteriöse Weise lesen sich diese Seiten anders, wenn viele mögliche, imaginierte Situationen ihres Bereits-Gelesen-Worden-Seins vor dem inneren Auge aufsteigen. Das Buch als Symbol einer zeit- und seitenübergreifenden Solidarität mit Unbekannten; einer

Geheimgesellschaft all derer, die es bereits gelesen haben. Man wird sie nie kennenlernen, dennoch ist mit man mit ihnen durch die geteilte Erfahrung dieses Textes verbunden.

Ich könnte von dem wohligen Schauer geballten Wissens berichten, der mich befällt, wann immer ich einen alten Lesesaal betrete. Von vergoldeten Lampen gesäumt, meist mit dunklen Hölzern eingerichtet, auf jeden Fall aber immer aber weit in die Höhe ragend; in ornamental verzierten Regalen Reihen über Reihen unterschiedlichster Werke quer durch die Zeit. Universitätsbibliotheken, alte Klöster, Antiquitätsammlungen – das beruhigende und etwas irreführende Gefühl, dass man all das wissen könnte, wenn man nur wollte. Leibniz und sein Traum von der Universalbibliothek; alte Zeichnungen von unmöglich endlosen Räumen voller Bücher. Die theoretischen Überlegungen, was man mit all diesem Wissen überhaupt anfangen sollte.

Andererseits könnte ich auch davon erzählen, dass es mich persönlich reut, Bibliotheken in den letzten Jahren privat viel zu selten genutzt zu haben. Da ich eine Literatursendung moderiert habe, habe ich mich lange in der außergewöhnlich luxuriösen Lage befunden, die Bücher, die ich lesen wollte, frei Haus geliefert zu bekommen. Und es waren eine ganze Menge Bücher, die ich auf diese Art genießen durfte. So angenehm dieser Service auch war, bin ich dennoch der Überzeugung, dass ich dadurch einiges verpasst habe – indem ich nämlich die vielen Möglichkeiten, die die kleinen und großen Bibliotheken in meiner Umgebung bieten, ungenutzt gelassen habe.

Ich könnte einstreuen, dass mich in Räumen, in denen ich in der Gegenwart anderer an meinen Texten arbeiten muss, oft eine seltsame Befangenheit erfasst. Die theoretische Idee gefällt mir gut – sich von anderen, vielleicht Fremden, inspirieren zu lassen, während sie auf ihren Laptops im selben Raum etwas ganz Anderes und doch das Gleiche tun. In der Praxis ertappe ich mich allerdings dabei, dass mich die schiere Gegenwart anderer anstrengt, wenn ich mich wirklich konzentrieren möchte. Wahrscheinlich, weil Menschen einfach *da* sind, und man sich deshalb unwillkürlich, bewusst oder unbewusst, auf irgendeine Weise zueinander verhält. Das Schreiben ist für mich wenn schon keine einsame, so doch eine Tätigkeit, die ich am besten alleine ausübe. Am liebsten habe ich wie Virginia Woolf eine Tür, die ich hinter mir schließen kann – wovon ich auch ausgiebig Gebrauch mache. Gleichzeitig weiß ich, dass dieses Vorhandensein eines Zimmers für mich alleine – mehrerer Zimmer; denn ich kann mich außerordentlich glücklich schätzen – ein ungeheures Privileg bedeutet. Nicht alle haben diese Tür, die sie hinter sich schließen können; und viele hätten ohne ihre örtliche Bücherei überhaupt keinen Ort mehr, an dem sie ohne Konsumationszwang ruhig arbeiten können.

Als Autorin und nicht so sehr als Leserin könnte ich schildern, welchen Eindruck die zahlreichen kleineren und größeren Bibliotheken auf mich gemacht haben, die ich in den letzten Jahren aus gewissermaßen professionellen Gründen besucht habe. Wie willkommen ich mich fühle, wenn ich in eine Bücherei zur Lesung eingeladen werde. Ich habe das Glück, dass ich nun schon zum zweiten Mal bei einem vom BVÖ unterstützten Programm zur Veranstaltungsförderung gelistet bin und bis jetzt eine ansehnliche Menge wunderbarer Institutionen kennenlernen durfte. Meistens klein, oft am Land, noch öfter in Frauenhand, und immer – ausnahmslos immer – von so kundigen, liebenswürdigen und engagierten Menschen geleitet, dass es mir jedes Mal das Herz erwärmt. Die Begeisterung, mit der diese Orte geführt, Veranstaltungen organisiert, auf Details geachtet wird, beeindruckt mich immer wieder aufs Neue. Ich halte nun schon sehr lange Lesungen an Büchereien und Bibliotheken, und es ist mir tatsächlich noch nie passiert – noch nie; und das will etwas heißen –, dass ich mich bei einer solchen Veranstaltung schlecht betreut gefühlt habe.

Wie also soll ich diese Rede anlegen? Ich könnte noch etwas mehr ins Detail gehen, könnte weiter in Erinnerungen schwelgen, oder Bucherlebnisse jüngerer Zeit darlegen – all das könnte ich ohne Weiteres zu einer respektablen Rede ausbauen. Aber ich habe mich dafür entschieden, einen anderen Weg einzuschlagen. Ich hatte ja erwähnt, dass ich Ihnen, wenn möglich ohne anmaßend zu wirken, gerne etwas Neues erzählen möchte. Und ich denke, das kann ich auch. Aber dazu müssen Sie ein wenig Geduld haben – und mich vor allem über einen Ozean hinweg begleiten.

Ich habe die letzten Monate in den Vereinigten Staaten verbracht. Es war bei weitem nicht mein erster Aufenthalt dort – ich kenne das Land schon aus den unterschiedlichsten Perspektiven: als Reisende, als Austauschstudentin, als *writer-in-residence* an diversen Colleges und Universitäten, was mir ein jeweils anderes Eintauchen in den jeweiligen Aufenthaltsort ermöglicht hat. Ich persönlich kann mich an keine Zeit erinnern, zu der ich die US-Politik nicht als in Aufruhr befindlich wahrgenommen habe. Meiner Zählung nach war der unlängst zu Ende gegangene der insgesamt dritte *government shutdown*, bei dem ich im Laufe meines Lebens im Land anwesend war.

Die politischen Verwerfungen vergangener Jahre hatten allerdings eine andere Qualität; sie schienen viel beschränkter auf politische Zirkel, viel weniger von Relevanz für das Leben der einfachen Leute zu sein als heutzutage. Es mag sein, dass das schon damals eine optische Täuschung gewesen ist: Vielleicht habe ich den Impact politischer Ereignisse auf die Menschen

im Land früher unterschätzt, genauso, wie ich ihn dieser Tage – vor allem von Europa aus auf die USA blickend – zu überschätzen pflege. In der Tat war ich überrascht, wie leise, ruhig und idyllisch mir alles vorgekommen ist. Nach der Lektüre europäischer Nachrichten hätte ich eigentlich erwartet, dass ich mich ohne kugelsichere Weste in den USA nicht vor die Tür wagen könnte. Dort angekommen, hatte ich dann das Gefühl, in einer vollkommen anderen Welt gelandet zu sein als in der erwarteten.

Der kleine Ort Meadville, landschaftlich von berauscheinender Schönheit im Amish Country von Pennsylvania gelegen, glänzte hauptsächlich durch Ruhe und Beschaulichkeit. Sanfte Hügel, in sämtlichen Rost-, Rot- und Orangetönen erstrahlende Ahornbäume, sattblauer Himmel und ungebrochener Sonnenschein – sogar mit dem Wetter hatte ich Glück. Meine zwei Monate am Allegheny College waren geprägt von langen Spaziergängen, von Besuchen im bestens ausgestatteten Campus-Fitnesscenter und von der Vorbereitung desjenigen Kurses, den ich zwei Mal wöchentlich zu halten hatte. Daneben passierte nicht viel. Der Aufruhr, von dem ich ständig in den österreichischen Nachrichten las, schien ganz woanders stattzufinden. In einem anderen Land, gleichsam in einer anderen Welt.

Diese seltsame Parallelität und gleichzeitige Asymmetrie unterschiedlicher Wahrnehmungswelten: Wo fanden die „wirklichen“ USA statt? In unserer Phantasie oder auf tatsächlichem Grund und Boden? In dem auf angenehme Weise langweiligen ländlichen Pennsylvania oder in L.A., wo Trump gerade die Nationalgarde durch die Straßen schickte? Allerdings: Selbst, als ich für eine Lesung nach Washington D.C. reiste, schienen die dort etwas unbeholfen herumstehenden jungen Nationalgardisten nicht wirklich viel zu tun zu haben.

Worin erschöpft sich die Wahrnehmung von Wirklichkeit? Ich denke, mein Eindruck hat in gleichem Maße gestimmt, wie er wahrscheinlich ein vollkommen anderer gewesen wäre, wäre ich schwarz oder braun gewesen und hätte in einer Neighborhood gelebt, in der *ICE* mehrmals täglich durch den Wohnblick marschiert.

Bevor ich ins beschauliche Meadville wechselte, habe ich einige Tage in Seattle verbracht. Ich hatte diesen Teil der West Coast noch nie gesehen und wollte ihn mir einmal anschauen. Mich interessierte die Stimmung in der als progressiv bekannten Gegend, außerdem sollte die Landschaft mit ihren Bergen und der gleichzeitigen Nähe zum Meer ja wunderschön sein. Die Gelegenheit, vor Unterrichtsbeginn einen Kurzurlaub in der Stadt zu verbringen, bot sich also an.

Ich hatte vor meinem Besuch schon gehört, dass Seattle ein Obdachlosenproblem habe; hatte aber nicht recht gewusst, was von dieser Aussage zu halten war. Im Vergleich zu europäischen Metropolen haben sämtliche amerikanische Städte ein Obdachlosenproblem. Es wäre eher ungewöhnlich oder gar Verdacht erregend, in einer amerikanischen Stadt einer gewissen Größe keine Obdachlosen zu sehen – man würde sich automatisch die Frage stellen, was mit ihnen geschehen war. Ich dachte mir, dass die Rede von Seattles Obdachlosenproblem vielleicht nur Propaganda der anderen Seite war, die die Wohnungslosen am liebsten ganz aus den Augen und damit aus dem Sinn gehabt hätte.

Als ich in der Stadt ankam, musste ich allerdings eingestehen, dass die Rede von einem Obdachlosenproblem nicht nur angebracht, sondern unumgänglich war – alles andere würde eine Realität verleugnen, die leider schöner nicht ist. Der Eisberg samt seiner Spitze war hier zu verorten: Wo in anderen Großstädten vielleicht ein verschämter Stachel dieser ungeheuren Problematik aus dem Boden lugte, ließ sich in Seattle die Misere eines bestürzenden großen Teils der amerikanischen Bevölkerung nicht mehr länger ignorieren. An den Straßenecken, unter blinkenden Anzeigetafeln großer Kinoketten, vor den Eingängen von Drogerien und Supermärkten – überall befanden sich Menschen, die von der Gesellschaft ausgespien worden waren. Ich hatte nie, oder wenn, dann nur ganz selten, das Gefühl, dass ich nicht sicher war – fast möchte ich sagen, im Gegenteil. Diese Menschen, die lautstark mit sich selbst stritten oder im Drogenrausch über den Gehsteig mäandrierten, schienen auf gewisse Weise trotz ihres Dusels darauf bedacht, anderen nicht auf den Schlipps zu steigen. Man merkte: Die Kämpfe, die sie ausfochten, fanden in ihren Köpfen statt. Sie rangen weder mit anderen Obdachlosen, noch mit den Tourist*innen, die sie passierten, sondern in einem zähen, endlosen *struggle* mit sich selbst. Das Aufsteigen großer, namenloser Gespenster in ihrem Inneren, die sichtbare Schatten nach außen warfen; die bloße Ahnung eines Schreckens, der so groß sein musste, dass man ihn sich gar nicht vorstellen mochte... Es brach mir fast das Herz, ihnen dabei zuzusehen. Ich hatte mich an das große Wegschauen noch nicht gewöhnt.

Wieso erzähle ich Ihnen das? Wieso ziehe ich Sie in ein Problem hinein, das Sie in dieser Form gar nicht betrifft? Soll dies nicht eine Rede zur Verleihung eines Bibliothekspreises sein, noch dazu eines österreichischen? Was steht sie also hier und spricht über Amerika? Über die Obdachlosen auf den Straßen einer Stadt, die einen Ozean und einen halb Kontinente entfernt an einem gänzlich fremden Ufer liegt? Weil es in der Geschichte, die ich Ihnen erzähle, tatsächlich und ganz wesentlich um Büchereien geht. Genauer gesagt um *öffentliche* Bibliotheken.

Mitten in Seattle, downtown, in bester Lage zwischen hoch aufragenden Headquaters internationaler Konzerne und direkt gegenüber vom United States Court of Appeals, steht die Seattle Central Library. Ein Glaskubus enormen Ausmaßes, der aussieht, als wäre er von wohlmeinenden Aliens ganz bewusst genau dort deponiert worden – das ist die öffentliche Bibliothek. Es ist kein verschämter Bau, der sich irgendwo in eine Nische drängt; der hofft, möglichst niemandem negativ aufzufallen. Nein, das Gebäude ist markant und deutlich vorhanden. Mit seiner mehrfach gebrochenen Glasfassade verströmt es ruhiges Selbstvertrauen; abends sieht es wunderschön aus, wenn die Lichter leuchten und das ganze Haus von innen zu glitzern beginnt. Dieser Bau ist wichtig, weil er für die Menschen wichtig ist, die ihn nutzen. Er ist da, weil er da sein soll. Keine Selbstgefälligkeit, aber Gravitas und Würde aus den allerbesten Gründen. Ein Haus, das stolz ist auf das, was es verkörpert.

Wäre es im gegenwärtigen gesellschaftlichen Klima noch möglich, einen solchen Ort zu bauen? Einen Ort ohne Konsumationszwang, an dem man sich aufhalten kann, ohne dass Fragen gestellt werden? Einen Ort, der allen ohne Unterschied und ohne Hürden zugänglich ist? Ich kann es mir kaum vorstellen.

Noch bevor ich das Gebäude betrat, sah ich Obdachlose, die im Schutz seiner Fassade Position bezogen hatten – meiner Wahrnehmung nach ein windgeschützter Ort, an dem sie sich offensichtlich ungestört aufhalten konnten. Drinnen saßen Obdachlose im Aufenthaltsbereich, manche schliefen in den bequemen Sesseln oder luden ihre Handies auf. In anderen Stockwerken nutzen sie die vorhandene IT für Recherchen am Computer. Es gab Duschen und Sanitärräume, in denen sie ihre grundlegendsten Hygienebedürfnisse befriedigen konnten. Ich bin mir sicher, dass auch *Drug Overdose Kits* zur Verfügung standen, mit denen im Fall der Fälle die nötige erste Hilfe geleistet werden konnte. Die Obdachlosen verhielten sich ausgenommen zuvorkommend; ganz selten, dass einmal jemand die Stimme erhob. Sie mischten sich unter die anderen Gäste, waren selbst normale Gäste, ein selbstverständlicher Teil der Community, der dieser Ort diente. Sie waren einfach da, wie alle anderen auch.

Sogar in einem so kleinen Ort wie Meadville, wo ich am Allegheny College tätig war, gibt es Menschen, die die Leistungen einer öffentlichen Bibliothek bitter benötigen – auf eine Weise benötigen, wie wir es uns in Österreich gar nicht vorstellen können. Im ersten Stock des schönen, für amerikanische Verhältnisse alten Gebäudes, in dem die Bücherei untergebracht war, gab es einen großen Aufenthaltsraum, der von vielen Gästen als zweites Wohnzimmer genutzt wurde. Menschen lasen, strickten, nahmen sich Snacks mit, machten ihre

Hausaufgaben. Ich habe mit zwei von ihnen geplaudert – dieser Ort und seine Annehmlichkeiten schienen ein Fixpunkt in ihrem Leben zu sein. Sie kamen fast jeden Tag hierher.

Ich sprach auch mit einem örtlichen Bibliothekar, der auf meine entsprechende Frage hin antwortete: Ja, er sei in seiner Ausbildung nicht auf die Rolle vorbereitet worden, die er jetzt zu spielen habe. Er war ein ruhiger, ernsthafter Mann; ein ganz dem positiven Klischee entsprechender *Librarian*. Gewissenhaft, zurückhaltend, verbindlich. Im Gespräch mit ihm merkte ich, wie ernst er diese Aufgabe nahm, die er sich nie bestellt hatte, und mit wie viel Verantwortungsbewusstsein er sie erfüllte. Beispielsweise erwähnte er, dass Librarians Gäste bei Anträgen zur Sozialhilfe unterstützen – sie dürfen nicht für oder mit den Leuten einreichen, aber sie können ihnen beibringen, wie ein solcher Antrag ausgefüllt wird. Anträge, die erstens online abzugeben sind – bei weitem nicht alle haben eigenes Internet oder gar einen Computer – und die zweitens immer umständlicher gestaltet werden, um Menschen von einer erfolgreichen Einreichung abzuhalten. Es sind kleine, vielleicht zunächst übersehene Details wie diese, die im Leben der Menschen einen gewaltigen Unterschied machen.

Mir war bereits klar, dass die Arbeit, die Bibliothekar*innen in den USA verrichten, zu einem großen Teil Sozialarbeit ist, die weit über das erwartbare Community Building hinausgeht. Wie sehr die Menschen allerdings auf ihre Hilfe und auf das Vorhandensein öffentlicher Bibliotheken angewiesen waren, überraschte mich im Detail dann doch. Public Libraries als Institutionen und Librarians als Wächter*innen dieser besonderen Orte wurden und werden allein gelassen an vorderster Front einer gesellschaftlichen Krise, von der alle wissen, die die meisten im täglichen Leben aber bestmöglich beiseite zu schieben versuchen.

Den öffentlichen Bibliotheken in den USA kommt mittlerweile eine Rolle zu, die sie nie hätten spielen sollen. Nein, präziser: Eine Rolle, die sie nie hätten spielen sollen *müssen*. Public Libraries sind zum letzten Rückzugsort für diejenigen geworden, denen gesellschaftlich ohnehin keine Orte zugestanden werden – die überall stören, lästig sind, wegen Miete im Verzug aus ihren Apartments hinausgekettelt werden; die schlicht und ergreifend keinen Platz haben, um zu *sein*. Menschen, die Ruhe brauchen, eine Pause von einem Leben, das sich für viele tatsächlich immer schwerer aushalten lässt. Die selbst ihre grundlegendsten Bedürfnisse nur mehr dort erfüllen können. Das ernüchternde Fazit meiner kleinen Bibliothekstour quer durch die USA: Wenn es diese im öffentlichen Interesse tätigen Institutionen nicht mehr gäbe, würde es für sehr viele Menschen sehr schnell sehr eng werden.

Wieso ich mich entschieden habe, in dieser Rede davon zu berichten, und nicht vielleicht von einem etwas hoffnungsvolleren Thema? Weil ich erstens schwer beeindruckt davon bin, was Büchereien in den USA leisten. Von der Bücherliebe zur Menschenliebe ist es nicht weit; und beides wird dort täglich unter Beweis gestellt. Die Gesellschaft verlässt sich auf öffentliche Bibliotheken, weil allgemein bekannt ist, dass sie viel zu pflichtbewusst sind, um die Verantwortung, die ihnen aufgebürdet wird, nicht anzunehmen. Ich empfinde das als hochgradig unfair gegenüber diesen Institutionen und den dort tätigen Individuen. Unbenommen ihres Alltagsheld*innentums sollten Librarians das, was von ihnen verlangt wird, eigentlich nicht leisten müssen.

Ich habe zweitens beschlossen, über dieses Thema zu schreiben, weil ich hoffe, dass es in unserem Land nie zu solchen Zuständen kommt. Weil ich hoffe, dass Büchereien und Bibliotheken hierzulande weiterhin das sein dürfen, als was sie eigentlich gedacht sind: Orte zum Austausch, zur Vernetzung, zum Nachdenken, und nicht die letzte Masche eines ohnehin schon brüchigen sozialen Netzes – wobei niemand weiß, was passieren würde, wenn diese Masche auch noch risse.

Ich hoffe, dass wir als Gesellschaft nicht vergessen, wie wichtig soziale Absicherung ist – in letzter Konsequenz auch deshalb, damit Bibliothekar*innen die Arbeit verrichten dürfen, für die sie ausgebildet sind: Uns wunderbare Orte bereiten, an denen wir anregende Gespräche, Bücher und Literatur genießen dürfen.

So schließt sich der Kreis von meinen persönlichen Bibliothekserfahrungen hin zur großen Weltbühne, die nicht nur in den Büchern, sondern auch in den Büchereien als Institutionen stattfindet. Ich bin mir ziemlich sicher, dass auch Sie, Sie alle, bereit wären, Verantwortung zu übernehmen, die weit über Ihren eigentlichen Tätigkeitsbereich hinausgeht. Weil Sie eben nicht nur die Bücher lieben, sondern auch die Menschen, die sie lesen. Passen wir gut aufeinander auf, und sehen wir zu, dass es so weit gar nicht erst kommt – dass Ihre wunderbaren Bibliotheken und Büchereien die Orte bleiben dürfen, die sie eigentlich sein sollen: Wiesen, auf denen die Phantasie galoppieren darf, Schatzkisten neuer Ideen und unbekannter Gedanken, verwunschene Traumgärten der Literatur.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und gratuliere den ausgezeichneten Büchereien und Bibliotheken ganz herzlich zu den Preisen, die sie heute erhalten. In diesem Sinne: Vielen Dank und einen wunderschönen Abend.